

Leseprobe aus:

Mely Kiyak

Werden sie uns mit FlixBus deportieren?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Mely Kiyak

Werden sie uns
mit *F*lixBus
deportieren?

Hanser

Die in Teil 2 versammelten Texte sind eine Auswahl aus
»Kiyaks Theater Kolumne«. Sie entstanden zwischen 2013 und 2020 für
das Gorki Theater Berlin und wurden für dieses Buch überarbeitet.

I. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27275-0

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Inhalt

Erster Teil

- Vorwort von Mely Kiyak
*(Null Selbstkritik, bisschen Klatsch und etwas
Spaltung der Gesellschaft)* 7

Zweiter Teil

- Theaterkolumnen von Mely Kiyak
*(Deutschlandbetrachtungen, Nachdenken
über alles, Gelächter, Entsetzen, tiefste Trauer
und was sonst noch verkloppt, verspottet und
storniert gehört)* 31

Dritter Teil

- Nachwort von Mely Kiyak
*(Barocker Abgang unter strikter Vermeidung
von »versöhnlichen Tönen«)* 207

Erster Teil

Wir riefen Arbeitskräfte,
und es kamen Kolumnistinnen.
Max Frisch, 1965

Vorhang auf, Vorhang auf!

Sehr geehrtes Publikum, piekfeine Herrschaften, Junkies, Penner, Quartalstrockene, Bordsteinexzellenzen, Abitur-Sörensen und Hauptschul-Ingos, Mittleres-Management-Manager, Matrosen, Muftis, Minister, auf dem zweiten Bildungsweg Gescheiterte, aus Versehen zur Welt Gekommene, Wunsch-Lea-Lara-Laura-Larissas und andere In-vitro-Liebliche, ZDF-Fernsehgarten-Graduierte, von der gesetzlichen Klassenlotterie Abgezockte, Hartz IV-Abonnenten, Kranke, Kiffer, Kränkelnde, Tankwarte, Bademeister, Stand-upper, Start-upper, ermäßigt Umsatzsteuerpflichtige, Wikipedia-Adel, Schreibtischpöbler, Kommentarspaltenplebs, Armleuchter, unaufhörlich um »Quelle, Quelle, Quelle« bettelnde Twitterreferenten, Zurechrücker, Geradbieger, Facebook-Forschungsstipendium-Fellows, Telegram-Speaker und »Danke für Ihren Hinweis, wir haben den Fehler korrigiert!«-Korrigierende und -Korrigierte, Korrupte, Kaputte, Gekränkte, Osteopathieeingerenkte, vor aller Augen in den Weltmeeren Ertrinkende, Abgeschobene, Vergessene, Verdammte, von der Menschheit Verlassene, Ossis auch, na klar – hallööö, Griese!, sich mühsam durchs Leben Schleppe, vom Schicksal Leinengebeutelte, von Schicksalswahl zu Schicksalswahl Taumelnde, in alle Extreme Stürzende,

Dinkeldeutsche in Vollkornsandalen, auf Zoom, auf dem Land, auf der Kirmes, an allen Gleisen und Gates unserer schönen Heimat von Herne bis Tchibo, von Mönchengladbach bis Manufactum, vom Norden bis Abendbrot um sieben, von Mallorca hat auch schöne Ecken bis Prostatakrebs muss nicht zwingend operiert werden:

Herzlich willkommen, selam, hûn bi xêr hatin, Bützchen rechts, öptüm links, brankos, brankas, ich küsse Ihre Augen, ich hatte solche Sehnsucht nach Ihnen, wollen wir uns nicht duzen?

Quatsch, war nur ein Witz. Nicht duzen, auf keinen Fall duzen. Ich heiÙe – und ich hoffe, ich buchstabiere das jetzt richtig – K i y a k.

Nicht Kilak, Kelek, Kikak, auch nicht Kijak, Küjak, Kajak, sondern KIYAK. Das ist serboindolekisch und heißt übersetzt: jemandem einen Gefallen tun. Womit wir bei meiner Tätigkeit, meinem Beruf, meinem Hobby, meiner Leidenschaft, meinem Leben oder sagen wir einfach meinem Nebenjob sind, nämlich Kolumnistin. Ein berühmter Neuköllner Sozialarbeiter, der genau wie ich Deutsch als Berufssprache benützt, fragte mich einmal, ob man als »Kommunistin« gut leben könne und was man als »berühmte Zeitungskommunistin« verdiene, und ich habe das nie zurechtgerückt, denn je genauer ich nachdenke, desto weniger erschließt sich mir der Unterschied zwischen einer Kolumnistin und einer Kommunistin.

Ich gehe mit Fragen nach meinem Lebensstil offen um, und ja, in gewisser Weise bin ich genau die Art von Salonkolumnistin, auf die man von der oberen Mittelschicht aus so gerne herabblickt. All die Kanzlei, Praxis, Bauernhof, Immobilien oder Geldsummen vom Vater übernommen habenden Erben, die es in ihrem Leben zu wenig mehr brachten als bestenfalls zu einem Mandat im Landtag und wenigstens einer Scheidung mit geregelter Alimentezahlung, kriegen Nervenzusammenbrüche, wenn sie sehen, dass man einzig aufgrund von Alphabetisierung und dem Wunder der Syntax im gleichen Lokal speist wie sie. Von solchen Leuten wird einem das mondäne und prächtige Leben, das man wahlweise »da oben«, unter »ihresgleichen« oder »in der eigenen Filterblase« vermeintlich führt, am meisten vorgeworfen. Einmal saß ich mit Wolfgang Bosbach in einer Diskussionsrunde vor den Gewerkschaftern der IG Bergbau und Chemie und stritt mich mit ihm. Na ja, streiten ist ein wenig übertrieben, ich las ihm aus seinem eigenen Parteiprogramm vor, worauf er empört das Podium verließ. Daraufhin sprangen ein paar Gewerkschaftskumpel auf und holten ihn zurück. Wir versuchten erneut ein Gespräch. Als wir erfolglos alle Sachargumente miteinander ausgetauscht hatten, wechselte ich von der subjektiv-emotionalen Ebene zur objektiven und sagte ihm geradewegs ins Gesicht: »Sie haben von nichts eine Ahnung.« Und er antwortete, dass *ich* keine Ahnung habe, weil Leute wie ich den ganzen Tag Prosecco trinken würden und von der Dachterrasse mit Blick auf den Gendarmenmarkt aufs Volk runterschauten. Selbstverständlich korrigierte ich ihn umgehend: »Meine Güte, trinken Sie etwa noch Prosecco? Ich habe schon im Praktikum zu Champagner gewechselt.«

Ich begegnete Bosbach noch ein zweites Mal, allerdings nicht persönlich, sondern indirekt auf meinem Gesicht. Als ich in der Maske der Günter-Jauch-Show saß, bot mir die Maskenbildnerin an, mein Gesicht mit dem Airbrushverfahren zu verschönern. Das ist eine Art winziger Gartenschlauch, aus dem das Make-up feinnebelig herausgesprüht und damit das Gesicht benieselt wird. Ein wenig sieht es so aus, als sei man ein Rübenacker, der gerade mit Pestiziden gespritzt wird. Das sei, wie man mir sagte, absoluter Maskenstandard in Talkshows, also ließ ich mich besprühen. Ich geriet jedoch recht gelbstichig, was die Verschönerungsspezialistin nach einigem Hin und Her und viel Protest meinerseits dann doch einsah, und sie gestand mir, dass in der Düse noch Restfarbe von Bosbach drinsteckte. Der war wohl die Woche zuvor in dieser oder einer anderen Show gewesen. Ich sollte an dem Abend mit dem damaligen Innenminister Hans-Peter Friedrich von der CSU diskutieren. Wie ich da so unglücklich mit meinem goldgelb gebackenen Schnitzelgesicht saß, bot sie mir an, mich mit Friedrichs Düse zu übersprühen, dessen Teint eher ins kräftige Braun tendiert. Daraufhin sah ich zwar wie der Cockerspaniel aus der Saftgulaschwerbung aus, aber es stand mir doch etwas besser als Bosbachs Teint. Will sagen, dass ich schon geyellowfaced und gebrownfaced wurde, als es noch kein Twitter gab, wo ich um Unterstützung und Anteilnahme hätte bitten können. Und ja, Sie lesen richtig, für meinesgleichen wurde die Farbe nie extra angerührt, unsereins muss nehmen, was an Restpigmenten in der Düse steckt.

Jedenfalls, doch. Man kann vom Kommunismus ganz gut leben, und ich finde außerdem, dass man sich meinen Namen ruhig merken kann. In einem Land, wo es jahrzehntelang kein Problem war, Politikernamen wie Wiczorek-Zeul, Dinges-Dierig, Skarpelis-Sperk oder Büchenschütz-Nothdurft fehlerfrei aufzusagen, wird es wohl möglich sein, sich den Namen Kiyak zu merken, was vom Unkompliziertheitsgrad mit Kafka vergleichbar ist.

Folgendes ist nun wirklich eine Randbemerkung und hundert Jahre her. Ein Radiomoderator beschrieb mich einst als Dieter Hallervorden unter den Kolumnisten. Mit anderen Worten, ich bin tootal witzig.

Macht mir mein Beruf Spaß?, werden Sie mich fragen.

Ich kenne einen Arbeiter, der 30 Jahre lang ohne Atemschutzmaske Kupferdrähte für die Flugzeug- und Raumfahrtindustrie lackierte. Dreißig Jahre lang steuerte, hob und schleppte er gigantisch große Spulen, auf denen sich Hunderte Kilo Kupferdraht gleichmäßig drehten und majestätisch in Farbwannen senkten. Der Draht war entweder dünner als ein Haar auf dem Kopf oder dick wie ein Fahrradschlauch. Beim Beobachten des Drahtes hatte er, nennen wir ihn Herrn K., viel Spaß, so erinnerte er es zumindest. In der ersten Hälfte dieser 30 Jahre, als die Fabrik noch einen Direktor hatte, drehten sich die Spulen langsamer. In der zweiten Hälfte, als der Fabrikdirektor durch Konzernmanager ausgetauscht worden war, drehten sich die Spulen doppelt so schnell. Wie sich die Spulen schneller dreh-

ten, hatte Herr K. natürlich doppelt so viel Spaß. Also versuche ich beim Schreiben auch Spaß zu haben. Weil ich dann denke, wenn einer zwölf Stunden lang Freude dabei empfindet, einer rotierenden Spule im Umfang einer Litfaßsäule zuzuschauen, werde ich es wohl auch hinkriegen, beim Schreiben Spaß zu empfinden. Doch es macht keinen Spaß, egal wie ich es drehe und wende.

Schreiben ist schreiben und sonst nichts. Weder macht es Spaß, noch macht es unglücklich. Fragen Sie einen Sushikoch, der in seiner Meisterklasse Sashimi vom Fischfleisch herunterschneidet. Der hat gar keine Zeit, sich Gedanken darüber zu machen, ob das Schneiden von hauchdünnen Barschfilets Spaß macht. Der hat ganz andere Probleme. Liegt das Messer richtig in der Hand, ist der Barsch bereit für den Akt? Oder wie Rolf Dieter Brinkmann dichtete:

*Ein Lied zu singen
mit nichts als der Absicht, ein Lied zu singen,
ist eine schwere Arbeit,
wie vor dem schneebedeckten Berg zu sitzen,
und ihn jahrelang, ohne Ablenkung, anzuschauen
und dann, eines Tages, mit einem einzigen Strich weißer
Tusche auf das weiße Papier zu setzen, dass jeder sieht,
der Berg ist absolut leer*

Als ich anfang Kolumnen zu schreiben, kam es häufig vor, dass ich wie ein Fußballspieler von einem Club zum anderen abgeworben werden sollte. Damals war ich neben einer Hand-

voll Kolumnistengiganten ein unbekannter Linksaußenstürmer mit aufregender Frisur. Das ist schon lange nicht mehr so. Heute bin ich eine von vielen, und klar stört mich das total. Als Langzeitchronistin gilt man nahezu als Tote, egal ob man lebt oder nicht. Außerdem heißt es dann immer, die ganz frühen Stücke waren die allerbesten. Dass meine Zeit langsam abläuft, merkt man auch daran, dass ich hier nur noch von früher spreche. Legenden sprechen immer von früher, aktuelle Stars haben längst einen Podcast.

Ich arbeite noch streng nach der alten Methode. Nach dem Aufwachen lese ich Zeitungen. Manchmal fünf, sechs oder sieben. Das erschöpft mich total. Da sind diese ganzen Worte und Themen, die sind in meinem Kopf. Dann folgt der Versuch, das zu verarbeiten. Darin besteht ja meine Tätigkeit. Zu lesen und zu kapiieren. Dann übersetzen. Wie ein Fährmann trage ich die Worte von einem Ufer ans nächste. Steche mit dem Paddel einmal links ins Wasser, dann rechts ins Wasser, und manchmal sehe ich schon die andere Seite des Flussufers und weiß doch, dass ich an diesem Tag nicht ankommen werde, und drehe auf der Hälfte wieder um. Morgen geschieht das gleiche noch einmal. Und übermorgen auch. Die meisten Tage enden damit, das Ziel wieder nicht erreicht zu haben. Schreiben, verwerfen, verzweifeln.

Das Schreiben im Kontext so vieler Worte, Meinungen, Stimmungen, Likes und Kram ist kompliziert. Kommt doch einmal ein Text dabei heraus und wird veröffentlicht, bin ich selber total verblüfft. Aber auch das Publikum. Dann entrüsten sie sich:

»Und so etwas wird veröffentlicht?« Ja, denke ich dann, das wird es. Genauso wie Ihr Kommentar im Leserforum auch, von dem Sie denken, dass er im Prinzip die bessere Kolumne sei. Das Schreiben ist aber kein Swingerclub. Darauf möchte ich schon bestehen. Da kann nicht jeder auf jeden drauf. Das Schreiben ist eine intime Angelegenheit und keine Dreiecksbeziehung mit dem Publikum.

Das Publikum mutmaßt, dass ich Deutschland hasse. Hasse ich Deutschland? Kurt Tucholsky sagte: »Wir dürfen Deutschland hassen, weil wir es lieben.« Aber ich hasse Deutschland nicht. Man kann Menschen hassen, Regierungen, Situationen. Aber Länder und Nationen? Völker? Das sind Denkmuster von Nationalisten. Ich finde, wenn jemand ein Land hasst, dann stimmt was nicht mit ihm. Und wenn er einem anderen vorwirft, dass er das Land hassen würde, stimmt schon tausendmal was nicht mit ihm. Nur um das noch mal klarzustellen, ich liebe dieses Land nicht. Ich glaube Tucholsky auch nicht, dass er es tat. Manchmal schreibt man aus Notwehr solche Anbiederungssätze.

Aber jetzt noch mal richtig: Wie finde ich Deutschland denn so?

Ich muss ein wenig grübeln.

(Frau Kiyak denkt nach.)

Eine Weile schaute ich für mein Leben gern Fotos von Beate Zschäpe an, die während des NSU-Prozesses gemacht wurden. Das ist jetzt vielleicht etwas unpassend, aber ich finde, die Zschäpe und ich, wir sehen uns ähnlich. (Mit Ähnlichkeit ist das so eine Sache. Vor Jahren überfiel mich in Köln ein älteres Pärchen, die beiden küssten mich und schrien aufgeregt: »Ist denn das zu fassen, Frau Schrowange?! Wir dürfen Sie doch Birgit nennen? Birgit, Sie sind unser größtes Glück!« Ein anderes Mal wurde ich vor einer Dorfapotheke gecastet, mit der Bitte »Hätten Sie Zeit und Lust, Ulrike Folkerts zu doublen? Sie müssen nichts tun, nur tot sein.« Offenbar wurde Ulrike Folkerts im Film ermordet und war sich zu fein, ihre eigene Leiche darzustellen. Ich lehnte das Angebot natürlich ab, schob aber hinterher, dass ich jederzeit bereit sei, Monica Belluccis Leiche zu spielen.)

Ich las Gerichtsreportagen vom Münchener NSU-Prozess. Oft versuchten die berichtenden Kollegen einen Eindruck von Beate Zschäpes *spirit* zu vermitteln. Der ganzheitliche Ansatz bei der Betrachtung von Nazis ist eine sehr deutsche Spezialität. Wenn sie morden, wird stets nach einer vermeintlich tieferen Ebene gebohrt, um das »wahre« Motiv zu erfahren. Als gäbe es neben der rechtsextremen Ideologie noch eine weitere, die irgendwo im Verborgenen liegt. Beispielsweise bemerkte eine Gerichtsreporterin, dass Beate Zschäpes rosafarbenes Brillenetui so gar nicht zu den Tatvorwürfen, dem Erschießen von Türken, passen würde. Damit hat man in Deutschland grundsätzlich große Schwierigkeiten: zu begreifen, dass auch lieb aussehende Menschen schreckliche Dinge tun können. Ich weiß

nicht, hat Guido Knopp Hitlers Pillendose schon mal gezeigt? Die war sicher auch ein reizender, zierlicher Alltagsgegenstand. Man kann exorbitant gut aussehen, schöne Sachen besitzen und Juden auslöschen. Die Eliten in der NSDAP waren oft adrette Männer. Das ist ja doch eher ein Phänomen der 1990er Jahre, dass Rechtsextreme so prollig aussahen. Früher waren die Nazis gepflegt und konnten Klavier spielen. Früher war wirklich manches schöner.

Hannah Arendt begleitete in Kolumnen für den *New Yorker* den Eichmann-Prozess in Jerusalem. Immer wieder beschrieb sie die Fassbarkeit des Unfassbaren, das in der Fassade des Bürgerlichen daherkommt. Viele Offiziere des Nationalsozialismus, all die Menschen, die dafür zuständig waren, die Theorie zur Vernichtung von Menschen zu schaffen, konnten sich manierlich benehmen und waren im Denken und Fühlen trotzdem stumpfsinnig. Du kannst sechs Millionen Juden in den Ofen schaufeln und dir anschließend beim Abendessen die Mundwinkel mit der Stoffserviette abtupfen. Heinrich Himmler hat das natürlich viel schöner gesagt als ich. »Angesichts der Härte der Morde« sei die SS »stets anständig« geblieben und habe ihre schwerste Aufgabe immer »in Liebe zu ihrem Volk erfüllt, ohne seelischen und charakterlichen Schaden genommen zu haben«. Das ist es doch, oder? Trotz Konzentrationslagern und millionenfachem Mord ein Mensch zu bleiben. Nie wurde die deutsche Leitkultur so präzise beschrieben wie hier. Beate Zschäpe hatte ein rosafarbenes Brillenetui, sie hatte Miezekätzchen und ein paar Pfunde zu viel auf den Hüften, die sie mit etwas Frühsport auf Fehmarn in den Griff zu bekommen versuchte.

Tja, und nun die Frage, was denke ich über Deutschland?
Ich denke: Vorsicht vor rosafarbenen Brillenetuis.

»Nie mehr sollen Menschen Knechte von Menschen sein. Die Erde sei weit, ohne Grenzen, wir laden euch ein, kommt bald!«, das ist eine Zeile aus einem Gedicht von Nazim Hikmet. Der Fachhandel für Pfefferspray, Schreckschusspistolen, Reizgas und Elektroschocker vermeldet jubelnd, dass seit dem Anstieg der Flüchtlingszahlen 2015 die Umsätze in Deutschland Jahr um Jahr steigen. Jeder gekauften Knarre knallt es aus dem Lauf: Merkel, Lübcke, Claudia Roth, wir schaffen das nicht!

Nicht, schaffen *die* das? Die Armen, die Kriegsversehrten, die Flüchtlinge, sondern immer wir, schaffen *wir* das? Ich kann nur für mich sprechen: Doch, ja, ich schaffe das. Aber gut, was weiß ich schon? Da oben in meiner Dachgeschosswohnung mit Blick auf einen der beiden Berliner Dome, mit einem teuren Getränk im Glas. Ich soll die Angst endlich begreifen, schrieb man mir häufig und aufgebracht, ich müsse unbedingt auf die Angst schauen. Gut, dann schaue ich auch mal auf die Angst. Ist ja nicht so, dass ich sie nicht kenne. Die Angst sitzt auf den Kontoauszügen. Beim Blick auf die Preisschilder im Laden. Die Angst sitzt in der Betriebskostenabrechnung. Sie sitzt an der Straßenbahnhaltestelle, im Wartezimmer, vor dem Ergebnis der letzten Blutuntersuchung. Auch im Telefonapparat, im Nichtklingeln, die Angst sitzt in einem Sonntag, an dem man wieder nicht besucht wird. Die Angst sitzt in den verknitterten Fotografien und den Erinnerungen, sie sitzt fest im Kummer und sie sitzt im Schmollwinkel eines Lebens, auf das man sich freute, als man zwanzig war, und das man anders plante – und sitzt fest

in all den Momenten, auf die man hätte verzichten können. Und in all dem Unvermögen, über das man auch großzügig verfügt und das zuzugeben man nie in der Lage sein wird, sitzt sich die Angst sowieso den Arsch breit. Ich glaube, man nennt es »das Leben«, und das gibt es nicht ohne Angst, das ist nichts Besonderes, sie betrifft alle Menschen auf der ganzen Welt. Irgendwann biste fünfzig oder sechzig – und ab hier trennen sich die Mentalitäten und Traditionen –, hast alles verpasst, worauf du Lust hattest, und jetzt sitzen statt einem prächtigen Scheißleben all diese gutaussehenden Scheißflüchtlinge, diese Frauen, die auch nach 2000 Kilometern Fußmarsch einfach nur betörend schön aussehen, mitten in deinem Leben, und du denkst, jetzt hol ich mir 'nen Elektroschocker. Oder aber du denkst – und dazu zähle ich mich – nicht doch, nicht doch, wer wird denn neidisch auf die Ärmsten der Armen sein, auf die, die alles verloren? Nein, nein, nein, wird einem schreiend, kreischend, explodierend entgegnet, das sei zynisch, und man antwortet in Gedanken NA UND? Die haben doch auch Angst. Die sind auch Jemande. Die können sich daran erinnern, wie das war, im heißen Hinterhof des Hauses eine kühle Limonade zu genießen. Die sind aus dem gleichen Holz wie wir. Mit dem gleichen Schmerz und der gleichen Hoffnung. Und es ist einfach nicht wahr, dass die etwas wollen, das ihnen nicht zusteht. Es steht ihnen alles zu. Einfach alles. Wäre diese Gesellschaft offener, wenn alle Syrer, Afghanen, Iraker, Roma aus Europa, Bulgaren, Rumänen, Kurden, Menschen vom afrikanischen Kontinent mit einem sechsstelligen Vermögen im Boot kommen würden? Würde man sie dann auch an den Grenzen gefangen nehmen, in Busse setzen, in Lager bringen, sie ausziehen, untersuchen,

ihnen ihre Pässe wegnehmen? Sie schubsen, schlagen, vergewaltigen? Der amerikanische Menschenrechtler Bryan Stevenson sagt: »Das Gegenteil von Armut ist nicht Reichtum sondern Gerechtigkeit.«

Kann mir mal jemand fünf Mitglieder des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe nennen, bitte?

Egal aus welcher Partei? Vier?

Drei?

Einen?

Daran muss man sich auch erst einmal gewöhnen, oder? Dass Menschenrechtler in der Politik nicht stattfinden. Menschenrechtler gehen in Vereine. Politiker in Parteien. Manchmal gründen die Politiker auch einen Menschenrechtsausschuss, kein Ministerium, sondern einen Ausschuss – das ist noch Galaxien unter der parlamentarischen Töpfergruppe, das ist quasi gar nichts. Gäbe es ein ernstzunehmendes parlamentarisches Gremium, das sich mit Gerechtigkeit beschäftigte, müsste es die »Ängste und Sorgen« der Privilegierten der Situation der wirklich Bedrängten und Bedrohten gegenüberstellen. Dann bekämen Stimmen wie die von Ali Reza Gewicht. Ali Reza ist aus Afghanistan geflohen und gab dem *Spiegel* vor sehr vielen Jahren ein Interview. Er war vor den Taliban weggerannt. Dabei wurde er kreuz und quer über den Kontinent gejagt und als er endlich in Deutschland ankam, sollte er wieder zurück

nach Afghanistan. Niemand weiß, wo er heute ist. Vielleicht in Island, vielleicht in Pakistan, vielleicht schon tot. Vielleicht muss man derart viel weggelaufen sein in seinem Leben, damit man die tiefste und wichtigste Frage stellen kann, die ein Mensch an seine eigene Existenz richten kann: »Warum ist jemand auf der Welt, wenn es nirgendwo einen Platz für ihn gibt?« Was hätten Sie Ali Reza geantwortet?

Wenn es stimmt, was Elie Wiesel sagte, dass die eigene Freiheit immer abhängig von der Qualität der Freiheit eines anderen ist, dann landen wir wieder bei der Gerechtigkeit. Aras Ören war 1969 aus Istanbul nach Westberlin gekommen, arbeitete als Hilfsarbeiter, Bierzapfer und Schriftsteller. Er schrieb Gedichte. Vielleicht hatte man sich in der Generation von Wiesel und Ören einfach mehr Gedanken über die Gerechtigkeit gemacht. Ich zeige Ihnen eines der schönsten Gedichte, die ich über die Gerechtigkeit kenne. Es ist in sehr einfachen Worten geschrieben (barrierefrei nennt man so etwas heute), was will man kompliziert über etwas so Schönes und Einfaches wie Gerechtigkeit und Zusammenhalt abstrahieren und theoretisieren? Die Zeilen sind von 1973:

*Hier wohnen wir,
und hier,
in dieser Straße,
in dieser Gegend, sind wir viele,
viele, die wie er, wie du, wie ich,
jeden Tag von neuem an die Wand gedrückt werden,*